

Der Schriftsteller
Anton Čechov

Erzählungen wie Sand am Meer

Gabriele Wohmann

Mit einem Lieblingszitat, einem Čechov-Stoßseufzer, habe ich nicht auf diese Schreibeinladung reagiert: „Keine Zeit und zu faul.“ Bei Čechov bin ich gezwungen, nicht faul zu sein. Čechov, der Hunderte von Briefen, Geschichten schrieb, außerdem Theaterstücke, Tagebücher (mehr Tagesprotokolle, also nichts Indiskretes für Voyeure), beklagte sich: „Keine Themen.“ Das sogenannte Faulsein, den Müßiggang, konnte er nicht genießen, bei ihm ist das „ein Gehen von einer Zimmerecke in die andere“ immer mit dem Lebensgefühl: „Ich führe ein vorwiegend vegetatives Leben, ständig vergiftet von dem Gedanken, dass ich schreiben muss, ewig schreiben.“ Das sollte sich aber nicht nur bitter anhören, immer muss Čechovs Sinn für das Tragikomische durchschimmern. Pur grimmig war Čechov nur, wenn es um Kritiken und sonstige Sekundärliteratur ging: Nur Bagatellen schreibe er, wurde ihm vorgeworfen. Allerdings blieb er sich selber sein ganzes Werk hindurch in seinem kurzen Leben zum Verwechseln ähnlich, und ich finde, das ist ja gerade gut so. Doch selbstverständlich sind ihm die wie heute üblichen törichten Belehrungen, die untauglichen Ratsschläge nicht erspart geblieben. Die grundsätzliche Ähnlichkeit, die seine Stücke mit den Geschichten und diese miteinander verwandt macht und beglaubigt, wird von ihm selbst befürwortet und gegen Beanstandung verteidigt: „Wenn man in seinen Werken an sich selber erinnert, dann soll das sogar so sein.“ Konsequent hat er sich immer wieder ge-

gen das Verfassen von Rezensionen oder Essayistischem gewehrt und dagegengehalten: „Ich habe Erzählungen wie Sand am Meer.“

Schön, wie viel Verlass auf eine ganz bestimmte Erzählweise Čechovs ist. Schöne Wiederholungen. In Merkmalhaftem kennzeichnet er Personen und Schauplätze, mit wenigen Skizzierungen eröffnet er großräumige Szenerien, und es wird Sommer mitten im Winter, wenn ich eine Čechov'sche Menschengruppe durch einen Čechov'schen Obstgarten begleite, Winter mitten im Sommer bei Kutschierfahrten durch Nebel und Schnee. Vom Anfang bis zum offenen Schluss ist immer die Fantasie zur Ergänzung eingeladen. Skeptizismus und Ironie als existenzielle Schreibeigenschaften verhindern hermetische Zustände, und in keiner dieser kleinen Welten Čechov'scher Geschichten werden endgültige Antworten gegeben und philosophische Lösungen vortäuscht. Diese Verlässlichkeit des Ähnlichen führte natürlich bei den Zeitgenossen zum Irrtum, es handle sich nicht um Selbstbewusstsein und um Treue zum individuellen Genie, sondern um Begrenzung; diese Unbeirrbarkeit wurde mit Stillstand verwechselt. Die Fülle aber Hunderter Einzelsujets innerhalb einer engen Zusammengehörigkeit der Figuren und ihrer Handlungs- und Gemütsspielräume offenbart doch nur Čechovs Instinktsicherheit und sein Zutrauen zu sich selbst als der einzige wegweisenden Instanz. Auf seine originale Geisteswelt verließ er sich, wodurch er freilich niemals

modisch werden konnte, nachträglich muss man sagen: musste. Nein, er erlebte es nicht, in größerem Umfang erfolgreich zu sein, von der Kritik angemessen gewürdigt oder gar „verstanden“ zu werden. Bis in die Gegenwart ist er zwar als Dramatiker beliebt-berühmt, wird viel und meistens verunstaltend aufgeführt, aber kaum gelesen, und überhaupt nicht populär ist er als Prosa-Schreiber.

Čechov war zu intelligent, um sich bei Leidensgefühlen im Zusammenhang mit seiner Unterschätztheit aufzuhalten. Er hat – zusätzlich zu den notorisch-chronisch seine Arbeit begleitenden Belästigungen durch die Zensur – stupide Einwände, törichte Vorwürfe hören müssen; über Bagatellen schreibe und schreibe er, nichts Universales lasse er durchblicken und keine Tendenz erkennen, unpolitisch und ohne Botschaft und Vorschlag an die Lesemenschheit publiziere er und demnach ohne die erwünschte Weltverbesserungsabsicht. Kein Wunder: Jeglicher Sekundärliteratur und an erster Stelle den Rezensionen brachte Čechov Misstrauen und Verächtlichkeit entgegen. Theorievollstreckungs-Langeweile. Überhaupt: Langeweile! Mit ihr kannte dieser „Vielschreiber“ sich aus, er fürchtete sie jeden Tag, und keiner schildert genauer Menschen, denen die Sehnsucht, sich nicht zu langweilen, schwer und lebensbelastend zusetzt. Diese Čechov'sche Lebenslaune drückt ja auch der Stoßseufzer „Keine Zeit und zu faul“ aus. Was finden wir immer wieder vor? Menschen, die warten, vordergründig auf ein Mittagessen, auf einen Wetterwechsel, auf ein nicht vorhersehbares Ende der Langeweile. Hintergründig und hauptsächlich auf etwas, was grundsätzlich der schwer erträglichen Lage empfindsamer Lebewesen einen Fingerzeig geben könnte. Ein Stillstand führt sie vor, und in der Stille bebt und bangt und zaudert es in denen, die ihr stagnierendes Leben kaum mehr aushalten können. Gleichzeitig herrscht

Ruhe, aber unruhig ist ein jeder auf Čechovs Szenen.

Čechov ist einer der extrem wenigen Schriftsteller, die sich bei Frauenporträts nicht irren, und oft sind es bei ihm die Frauen, aus deren Blickwinkel das Čechov-typische Existenzgefühl anschaulich wird. Sie tragen ihr „Leben wie eine Schleppre hinter sich her …“, fühlen sich wie vor „Urzeiten geboren“, eigentlich längst gestorben. Sie formulieren das Schweregefühl, diese langatmige Lebensmüdigkeit, aber ohne Härte, nicht bitter, nur ratlos. Keine Larmoyanz, die hebt sich im Kunstgriff zum Tragikomischen auf. Die bewunderte Schauspielerin Arkadina sagt: „Ach, was kann langweiliger sein als diese liebe ländliche Langeweile! Es ist heiß, still, niemand tut etwas, alle philosophieren …“ Fast heiter dringt dieser Spürsinn für die Gefahren, die Überdruss, Melancholie, Vergeudung mit sich bringen, durch die gemeinsame Anstrengung von Čechovs Figuren, in der Stagnation halbe Schritte weiterzukommen, und geschähe es nur mithilfe eines Seufzers, eines kurzen Aufbegehrens.

Denn den plötzlichen Wechsel zum Guten hin gibt es nicht. Und keinen *deus ex machina*, der die prinzipielle Änderung herbeiführt. „Sich dem Bösen widersetzen kann man.“ Diese Eintragung ins tagebuchartige Notizheft enthält viel von der schmerzlich-ironischen Einsicht in den Charakter der Menschen, die er in den Erzählungen und ebenso in den Dramen, die er lieber „Komödien“ nannte, kenntnisreich erfand, gespeist von den durch nichts zu bestechenden Offenbarungen seines sehr genauen Zuschauens und Zuhörens.

Was ereignet sich auf Čechovs kleinen Erzählbühnen? Sarkastische Menschen reizen mit ihren Exkursen sanfte und zärtliche Frauen, die sich nach „guten Gedanken“ und den großen Gefühlen sehnen. Witzbolde und Opportunisten diskutieren: Vielleicht über die Abwesen-

heit des Geldes, der Freiheit für den Menschen, über die Schlampigkeit der Bürokratie oder über die Imbisshäppchen, mit denen auf die einzige korrekte Weise „Zakuski“ gereicht werden, diese bedenkenswerte Beikost zum Wodka.

Einer wird unter ihnen allen sein, ein Arzt, ein Schriftsteller, ein Sonderling, der Besseres und Vernünftigeres für die Menschheit bezweckt. Die Lässigkeit, das Trinken, das Zeitvergehen und Schuldenmachen, das Abwarten, die Charakterschwächen und die Sehnsucht, aufzuatmen in eine plötzliche Offenheit und Schönheit – diese Gemütswolken ziehen sich auch über dem einen optimistischeren Pessimisten zusammen, und wieder bewegen sich, so glücklich sie eben können, müßige und ermüdete Menschen zwischen gedeckten Tischen und Blumenrabatten und Musikinstrumenten hin und her, und sie sprechen auch oft vom Wetter; die Hitze oder die Kälte, ein Sturm: Etwas vom Wettergeschehen bedrückt sie, es lastet, lässt einen Wechsel erhoffen. Damit passt es auf seine Weise zum Stagnationslebensgefühl, zur Sehnsucht nach Erlösung. Ein Gewitter wird ersehnt und zieht vielleicht gegen Abend auf, der Wind ist unheimlich und kann und kann sich nicht legen, und meistens ist es höchste Zeit für ein Gespräch darüber, wie schön die Natur eigentlich sein könnte und früher irgendwann auch war oder als wohltuend empfunden wurde – oder was war das, was einmal froher und mutiger machte und wohin keiner zurückfindet: in bessere Gefühle, in Reinheit der Herzen, Größe und Entschlossenheit der Gedanken?

Und wie stellvertretend reden diese Personen weiter über das Wetter und über die Wichtigkeit der Wälder. Dauern des Unglücklichsein schwächt und lähmst sie. Große Vorhaben – Torf zu stechen, Wälder zu retten, sich der Kunst zuzu-

wenden – scheitern an Unschlüssigkeiten, an der Trägheit, dem Pessimismus. Die eigene Kleinlichkeit strengt an.

„Schön ist nur, was ernst ist.“ In der Verteidigung der Ernsthaftigkeit trumpft keinerlei feierliche Bitterkeit auf. Dafür sorgt der Zusammenhang des Widersprüchlichen, die Ironie. Čechov ist nie ein Belehrender. „Der Kluge lernt, der Dumme erteilt gern Belehrungen.“ Čechovs Menschen äußern Daseins-Gram, auch Grämelichkeiten – andere Figuren sind stets zur Stelle, um eine humoristische Arabeske daranzuknüpfen. Bei Čechov kann man immer lächeln wie beim Zuhören von „eigentlich“ trauriger Musik. Ich muss an Schubert denken. Es gibt da Ähnlichkeit, und die hat mit Zurückhaltung zu tun bei starken Effekten. Keine Fortissimi, kein schwerfälliger Tritt aufs Pedal, hier wie dort. Die Wahrheit wird mit kurzen, glücklichen Erhellungen im Bewusstsein aufgeblendet. Um Epiphanien wie bei James Joyce handelt es sich im Werk Čechovs schon: Bis in seine Brief- und Tagebuchprosa hinein scheinen sie auf.

Wie es sich für einen Schriftsteller gehört, gab Čechov in seinem Werk offener über sich selbst Auskunft als in Briefen und Tagebuchvermerken. Sogenannte Selbstaussagen konnte er nicht ausstehen. Aber immer wieder erkörte er Schriftsteller zu seinen Protagonisten, und die lässt er gründlich sich beschwören. „Was ist daran [am Schreiben] schon besonders schön? ... Tag und Nacht beherrscht mich der aufdringliche Gedanke: Ich muss schreiben, ich muss ... Kaum bin ich mit einer Novelle fertig, muss ich aus irgendeinem Grunde schon die nächste schreiben ... Was ist daran schon herrlich ... Oh, was ist das für ein ödes Leben!“ Und dieser Ödnis verdanken wir die „Erzählungen wie Sand am Meer“, die Čechov ins Feld führt, wenn er auf Bitten um Sekundäres reagieren musste.